

Terézia Moras erster Roman „Alle Tage“ erzählt vom Leben an der Sprachgrenze

von Verena Mayer

Es gibt nichts Besseres als viele Sprachen zu sprechen. Mit jedem Wort, das man versteht, bekommt man Einblick in Welten, jedes neue Wort vergrößert die Sprachmacht. Doch Fremdsprachen sind auch eine Übung in Beschränkung. Man kann eine Sprache nicht beherrschen, schon gar keine fremde. Damit findet man sich entweder damit ab oder man wird darüber schizophran und sagt am Ende gar nichts mehr. Davon erzählt „Alle Tage“, der erste Roman der ungarischen Autorin und Übersetzerin Terézia Mora.

Es geht um Abel Nema, einen Mann, der zehn Sprachen spricht und das Paradoxon seiner Existenz schon im Namen trägt. Das slawische *nemec*, so wird an einer Stelle erklärt, heiÙe „stumm“, Abel wiederum bedeute im Hebräischen „Hauch“ oder „Nichtigkeit“. „Deswegen ist alles, was er sagt, so, wie soll ich das sagen, ohne *Ort*, so klar, wie man es noch nie gehört hat, kein Akzent, kein Dialekt, nichts – er spricht wie einer, der nirgends herkommt“, heiÙt es zu Beginn des Buches über Abel Nema.

Das Überall und Nirgendwo ist ein Leitmotiv in Abels Leben. In seine Heimat – vermutlich das ehemalige Jugoslawien – kann er nicht mehr, er ist geflohen, als er Soldat werden sollte. Schon sein Vater, ein Lehrer in der Provinz, saÙ zwischen allen Stühlen. Er war „Ausländer“, hatte ein Dutzend Geliebte, und irgendwann suchte er das Weite, ohne ein Wort zu sagen. Abel führt die Zerrissenheit des Vaters fort, indem er durch die Weltgeschichte tingelt. Irgendwann nimmt sich ein Professor Abel Nemas an, und der junge Fahnenflüchtige bekommt ein Hochbegabtenstipendium an der Universität.

Dort tut Abel, was er am besten kann: Er lernt Sprachen. Eines Tages bricht in seiner alten Heimat der Bürgerkrieg aus, und Abel ist erst recht *lost in translation*. In den Ländern, deren Sprachen er spricht, kann er nicht Fuß fassen, ein Zurück gibt es nicht. Er geht eine Scheinehe ein und studiert zum Schein, das Einzige, was seinem Leben eine Struktur gibt, sind die Sprachen. Doch es ist eine trügerische Struktur: Je mehr Worte Abel versteht, je mehr Fremdes er deuten kann, desto verworrener wird alles für ihn. Der Mann, der mit neunzehn Jahren ausgezogen war, um sich überall verständigen zu können, versteht bald die Welt nicht mehr.

„Alle Tage“ ist eine Variation des bekannten Satzes, dass die Grenzen der Sprache die Grenzen einer Welt bedeuten. Das Leben der Autorin Terézia Mora steht ganz im Zeichen solcher sprachlicher Grenzen. Mora wurde 1971 in Ungarn geboren, ihre Eltern und Großeltern sprachen in einem österreichischen Dialekt mit ihr, sie antwortete auf ungarisch. 1990 zog es Terézia Mora in den Westen, nach Berlin, wo sie sich zum ersten Mal „frei und erwachsen“ fühlte, wie sie einmal meinte. Hier studierte sie erst Hungarologie und Theaterwissenschaft, später wandte sie sich einem Drehbuchstudium zu. Sie hat als Übersetzerin aus dem Ungarischen gearbeitet, bekannt sind ihre Übersetzung von Péter Esterházy's „Harmonia Cælestis“ und István Örkény's „Minutenovellen“. Für ihren Erzählband „Seltsame Materie“ hat Mora 1999 den Ingeborg-Bachmann-Preis erhalten. Darin geht es wieder um das Leben an der Grenze, in ihrer Geburtsstadt Sopron nämlich.

Für „Alle Tage“ hat Mora ihren Radius erweitert, auch wenn viele Ortsbeschreibungen an Sopron erinnern. Abel Nema ist jemand, der keine Grenzen hinnehmen will. So gierig er sich seine Sprachen aneignet, so lebenshungrig bewegt er sich in den verschiedenen Mileus. Er wohnt bei einer Geliebten seines Vaters, die ihn fast umbringt, als sie den Gasherd aufgedreht lässt, später schlüpfert er bei einer Hure unter. Er betätigt sich als Lehrer für Fremdsprachen und verkehrt in Universitätskreisen. Dann zieht er wieder mit Musikern durch die Gegend oder freundet sich mit Halbkriminellen an, wie „ein Magnet zieht er alles Sonderbare, Lächerliche und Traurige“ an.

Er kann nirgendwo bleiben, weil er überall neue Möglichkeiten vermutet. Wenn man so will, ist Abel Nema ein Held der Moderne, zwischen allem zerrissen und trotzdem stets auf der Suche. Abel Nema mag mit vielen Zungen sprechen, aber am Ende ist er derjenige, der sich die Zunge verbrennt. Sein Leben ist das, was Georg Lukács, der berühmte ungarische Literaturtheoretiker, einmal als „Anarchie des Helldunkels“ bezeichnet hat: „Alles fließt und fließt ineinander, hemmungslos, in unreiner Mischung; alles wird zerstört und alles zerschlagen, nie blüht etwas bis zum wirklichen Leben.“

Die Form des Romans ist der Rastlosigkeit seines Helden verpflichtet. Bereits die Koordinaten, die im ersten Satz des Romans festgelegt werden, könnten alles bedeuten und nichts: „Nennen wir die Zeit *jetzt*, nennen wir den Ort *hier*. Beschreiben wir beides wie folgt.“ Dann geht es los. Es gibt keine eindeutige Perspektive, Terézia Mora schaltet vom auktorialen Erzählen in die Ich-Form, dann ist es wieder ein „du“ oder das Geschehen wird aus der Sicht einer Nebenfigur aufgerollt. Ständig wechseln die Stimmen, die hier erzählen, kommentieren oder reflektieren, „Alle Tage“ besteht aus Szenenfolgen, jede neue Folge lässt Mora ein Stück weit zurück in der alten beginnen.

Moras Sprache folgt demselben Prinzip. Es gibt kein Stilmittel und keine Konstruktion, die die Autorin nicht probieren würde, ob das Fragen sind, Einschübe oder Ausrufe. Es gibt Sätze in Klammern, kurze, abgehackte Sätze und Sätze, die einfach mittendrin abreißen. Solche Stellen sind typisch für den Roman: „Hier lassen wir Drachen steigen, wo genau, weiß ich nicht mehr, meine Frau fährt, ich habe keinen Führerschein, leider oder nicht leider, den Kopf mit anderen Dingen voll, er die Theorie und sie die Praxis, jeder tut, was er kann, hier sind wir im Zoo, hier im Museum, das ist unsere Hochzeit, nein, das ist nicht mein Schwiegervater, das ist der verstorbene Mann, Korrektur: Lebensgefährte meiner Frau, ... dass ich nicht weiß, wo der Würfelzucker steht, daraus können Sie mir einen Strick drehen, zeigen Sie mir den Mann, der, wir haben gar keinen Würfelzucker, die Süße des Lebens ist uns Zucker genug, sagt meine Frau, na bitte.“

Mora hält sich in jedem Satz alle Optionen offen. Alles könnte ein Anfang sein oder ein Ende oder aber eine ironische Brechung, diese Sätze sind wie das komplizierte Straßennetz, durch das die Autorin ihren Abel hetzt, Fluchtmöglichkeit und Labyrinth zugleich. Hauptsache, Abel fehlen nicht die Worte. Und wenn sie einmal ausgehen, kann man immer noch auf die Reserven der Sprache zurückgreifen, auf das Zitat oder das Sprachspiel. Und so gibt es bei Mora einen Nachbarn, der in einer Nacktbar abstürzt, ein Konstantin konstatiert etwas und einem Menschen fehlt die Menschheit. Mora setzt Kalauer ein, wie sie alle anderen stilistische Mittel einsetzt, „Alle Tage“ ist voller Zitate und Anspielungen, Sprache ist eben Material genauso wie Müll. Der Titel des Romans ist übrigens Ingeborg Bachmann entlehnt, nicht der einzige Verweis auf die Dichterin. Da wäre unter anderem noch die Stadt B., in die es Abel verschlägt, und dieses B. liegt am Meer.

Mora selbst lebt in Berlin. In Berlin hätten im Grunde alle gefremdelt, hat sie in einem Interview einmal gesagt, da in Berlin nach dem Fall der Mauer eine Welt untergegangen sei und sich alle zugleich an etwas Neues gewöhnen mussten. Schwerer sei es da schon in Ungarn, „da ich zwar den dortigen Weltuntergang, nicht aber den Wiederaufbau einer neuen Welt mitgemacht habe“. Die Frage der Sprache hat sie inzwischen entschieden: Sie schreibt ihre Literatur auf Deutsch, auch wenn sie in ihre deutschen Texte manchmal wortwörtliche Übersetzungen aus dem Ungarischen einfließen lasse, „Spiegelübersetzungen“ gewissermaßen. Plötzlich scheint in Moras Deutsch dann eine andere Sprache durch, man merkt es, und doch fällt es dem Leser schwer, diese Einsprengsel zu lokalisieren.

Moras Roman „Alle Tage“ besticht abermals durch eine konsequente und gelungene Suche nach einer eigenen Form. Bei Terézia Mora ist alles Sprache, und die Sprache ist alles. Sie ist Utopie und Beschränkung, sie beflügelt den Helden und treibt ihn gleichzeitig in den Wahnsinn. Vor allem trägt diese Sprache ein ganzes Buch. Zwar kann auch Terézia Mora keine Grenzen einreißen. Aber die ihren hat sie ziemlich weit gesteckt.

Terézia Mora: Alle Tage. Roman. München, Luchterhand 2004, 430 S., 22,50 €